

Wellingtons Zivil-Ordnung.

Während die Schlacht von Belle-Alliance in vollem Gange war, fand sich auf dem Schlachtfeld ein junger Zivilist zu Pferde ein, der sich bemerkend in der Nähe Wellingtons hielt und so tat, als ob er mit der größten Aufmerksamkeit dem Gange der Schlacht folgte. Als sich der englische Feldherr einmal zu ihm umwandte, wie leicht um irgend jemand zu suchen, entdeckte er den jungen Herr.

„Wer sind Sie?“ fragte der Herzog barock. „Was wollen Sie hier?“

Der Fremde grüßte und antwortete ruhig: „Mein Name ist Jones — ich reise für die Eisenfirma Smith und Jenkins in London.“

„So — na, glauben Sie vielleicht, daß Sie an einem Ort wie hier Abfall für Ihre Ware finden werden?“

„Nein, genäh nicht, es ist nur die Neugierde, die mich hergetrieben hat. Als man in Brüssel davon sprach, daß hier wahrscheinlich bald eine große Schlacht stattfinden werde, rief ich sofort hierher, da es vermutlich das erste und letztemal in meinem Leben sein wird, daß ich so etwas sehen darf. Ich bin nur etwas bange, daß mein Pferd vielleicht nicht lebendig davonkommen wird, wenn die Kugeln weiter so dicht um mich fallen.“

Da Wellington sich über diese Art, die Dinge anzusehen, wunderte, fragte er:

„Wollen Sie England einen Dienst erweisen, indem Sie eine Depesche für mich besorgen?“

„Ja, mit Vergnügen, ich werde reiten, wenn Sie mich schiden. Aber wer wird mir wohl glauben, woher ich komme und eine Depesche ablesere?“

„Gehen Sie die Truppe dort in der Nähe der Kirche? Wollen Sie ihrem Kommandeur eine Orber von mir bringen?“ Der General schrie zügel mit Pfeiffen ein paar Worte auf ein Papier und sagte dann: „Wenn Sie ihm diesen Ring zeigen, weiß er, daß Sie von mir kommen.“

Als Jones Befehl und Ring erhalten hatte, ritt er geradenwegs über tote und Verwundete, mitten durch den Tumult des Schlachtfeldes, bis er zu dem von Herzog bezeichneten Platz kam. Da jedoch die improvisierte Ordnung nicht zurückkehrte, glaubte Wellington, der Mann sei gefallen.

Einige Zeit darauf, als der Herzog nach London zurückgekehrt war, ließ sich eines Tages ein Herr Jones bei ihm melden.

„Jones?“ wiederholte der Herzog erstaunt. „Ich kenne keinen Jones. Aber lassen Sie ihn immerhin eintreten.“

Als der Fremde in die Tür trat, erkannte der Herzog sofort seine Zivil-Ordnung wieder.

„Sich Sie hinter!“ sagte er lachend. „Sie sind also bei Waterloo glücklich davon gekommen.“

„Ich selbst bin davonkommen, aber ich habe mein Pferd verloren.“

Der Herzog nahm den Verlust von der letzten Seite und fragte Jones, wie er ihm diesen Verlust eintgermaßen ersetzen könne.

„Gerade das ist der Inhalt meines Besuchs“, erwiderte Jones. „Ich bin jetzt Mitinhaber der Firma Smith und Jenkins, und will verkaufen Pistolen, Spaten, Schaufeln, Kerze, Hammer, Hufeisennägel, Mattenfallen, Plättchen.“

„Dante, danke, genug, Herr Jones!“ rief Wellington lachend.

Einige Tage später erhielt die Firma Smith und Jenkins einen Auftrag zur Lieferung aller Spaten und Spaten, die die englische Armee brauchte.

Literatur.

Der deutsche Fauststoff. Von Karl Scheffler. Verlag Bruno Cassirer, Berlin.

Der deutsche Fauststoff“ von Karl Scheffler ist eine Kulturgeschichte unserer Zeit, die dem Suchenden das Dunkel erhellte, die selbst an dem Gesichts des Verborgenen rüttelt und die dem Forscher späterer Zeiten zeigen wird, daß es sogar im tiefsten Glend Männer, Künstler gab, die in allem Chaos klar blicken konnten. Wir haben verdienstlich schon betont, daß heute kaum ein zweiter mit so klarem Blick schaut, wie Scheffler, und daß kaum ein Zweiter so gründlich und doch so leicht die verlorenen Konventionen beseitigen und die Wahrheit zu erkennen versteht, wie Karl Scheffler! Die Doppelköpfigkeit der Generation ist ihm eine Seelenqual, die ihn indes nicht verzweifeln läßt, sondern ihn dazu führt, mit dem Waffens des Geistes und der Liebe unermüdet auf die wahre Kultur und die

Wahrhaftigkeit hinzuweisen. In dem neuen Werke tut er das, indem er politische, kulturpolitische, wirtschaftliche Dinge analysiert, Sprache an gibt und die Psychologie der Masse darstellt, die Masse zeigt, wie sie ist und wie sie glaubt zu sein, indem er die Faktoren des Lebens des Einzelnen zerlegt, indem er die Zustände, die den Einzelnen betreffen, von der Ferne betrachtet und die Faktoren in der Gesamtheit zeichnet und indem er endlich in Gleichnissen und Vergleichen die Kulturlosigkeit der Zivilisation von heute bespötte. Dem Gegner schickt er als Empfehlungsbrief einen Aufsatz aus dem Jahre 1908 voraus, der heute, nachdem sich die Ereignisse so gestaltet haben, wie er sie voraussah, deutlich beweist, wie klar er schaut. Es ist das der Aufsatz „Kunsttag“, den er 1908 in der „Zukunft“ veröffentlichte, während seiner politischen Skizze, die wie ein schwaches Vorwetter des Krieges war. Er behauptet darin, daß die Fehler des Landes und der Politik nicht dem Kaiser allein zuzuschreiben seien, sondern der ganzen Nation, die den Kaiser zu dem gemacht habe, was er ist. „Die Opposition“, sagt er, „hat sich immer darauf beschränkt, Einzelnes, Zufälliges und Nebenständliches nach den Beifällen der Parteigenossen zu bemängeln. Eben diesen Kaiser wollte die unendlich arbeitssame, aber in kalten Erwerbsinstanzen täglich tiefer verfallende neue deutsche Nation. Ihrem rastlosen Materialismus entspricht der ruhlose Materialismus Wilhelm II.“ Und weiter: „Das Volk dieser Jahrzehnte ist hart, ja beinahe groß im Materiellen und nicht eine Spur von Trägheit ist in ihm; aber es ist ohne Liebe. Kühn ist es ohne Grazie, kräftig ohne Schönheit, Kling ohne Weisheit, tugendhaft ohne schöpferische Sittlichkeit, gehoramt ohne freudende Ehsucht.“ Und zum Schluß: „Die Nation will das große, reinigende Genie. Das wird kommen. Ein furchtbarer Krieg wahrscheinlich und schwere Niederlagen. Unsere Söhne werden, eben in dem Moment, wo sie die Früchte dieser Zeit genießen wollen, für die Sünden der Väter mit Leben oder Gesundheit, unsere Töchter mit Unfruchtbarkeit bezahlen müssen.“ In der Würdelosigkeit, Schamlosigkeit und in der Lüge vor sich selbst erblickt Scheffler, der die Zeit vor dem Krieg so richtig beurteilt und das kommende so genau voraus sah, die Hauptböse. Sozialist und Aristokrat zugleich, steht er jenseits der Politik der Parteien und bekämpft das Schlagwort. Die Gesundheit muß von innen heraus kommen. Scheffler möchte ein guter Arzt sein, wenn der Patient auf ihn hören wollte und die Energie zum Aufstehen besäße.

Martin Feuchtwanger.

Seelenleben und Erziehung. Von Dr. Ludwig Frank, Spezialarzt für Nervens- und Gemütskrankheiten. Verlag G. C. C. in Leipzig.

Nach wie ist eine Jugend in eine so dunkle, ungewisse und schwere Zukunft gegangen wie heute, noch nie haben die Zerstörer und Vergehen der vorangegangenen Generation die heranwachsende gleichermäßen belastet, und noch nie haben Eltern vor so schwerer Sorge und Ungewißheit um das Schicksal ihrer Kinder gestanden. Aber die wenigsten wissen die Wege zur Kindesseele zu finden. Ludwig Frank, der als Arzt wie kaum ein anderer berufen ist, der Väter und Eltern beizuhelfen, gibt in dem vorliegenden Buch auf Grund seiner reichen Erfahrungen und Beobachtungen ein klares umfassendes Bild von den Schwierigkeiten der Kindesbeziehung; er beweist, welche Bedeutung bei der Erziehung der Liebe zukommt, die die Grundlage jeder Erziehung sein muß, und zeigt durch Einblick in das Gemütsleben des Kindes, in seine Strebungen, Wörungen und Schwächen neue Wege für die Erziehung, zur Gründung und Erhaltung eines neuen Geschlechts.

Reclams Universalbibliothek. Nr. 6147—6150. John Rode, Gedanken über Erziehung. In der Uebersetzung von Dr. Theodor Frickh.

John Rodes Gedanken über Erziehung, mit denen ein neuer Zeitabschnitt in der Geschichte der Pädagogik anhebt, dunkeln in der Universal-Bibliothek nicht fehlen. Die neue handliche Ausgabe ist von bewährter Hand besorgt. Auf den Text ist größte Sorgfalt verwendet; Einleitung und Anmerkungen fügen alles Nötige.

Ram'gaben für Schulle und Haus, herausgegeben von W. Günther, Hamburg. Preis 41—50. (Verlag von Georg Wigand in Leipzig.)

Zu beziehen durch die Gr. Ulrichstraße 63, Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Fernruf 4520 u. 1630.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 279 Sonnabend, den 11. Dezember 1920 1920

Spohnmeyers Töchter

Roman von Fritz Ganger.

7. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Warum sollte ich Ihnen nicht etwas von meinem Leben erzählen,“ sagte Kläre in enig entnommener Herzlichkeit und von der offenen, frischen Art ihres Regensossen ungemein sympathisch berührt. „Ich möchte nicht, aus welchem Grunde ich Ihnen etwas verheimlichen sollte.“

„Na, wer weiß, ob es nicht doch leidenschaftig gehandelt ist, alles o f. n. d. e. r. i. g. zu sein,“ scherzte er lachend. „Sentuzage sollte man eigentlich keinem Menschen über den Weg trauen. Wenn ich nun ein Schwindler, ein Betrüger wäre, einer, der die Aktie hätte, Sie zu verschleppen?“

Kläre blickte ihn belustigt an und lächelte dann herzlich auf, und Dietrich Hollbrand sah nun endlich seinen heimlichen Wunsch erfüllt: ihre hellblauen Augen strahlen in übermütiger Fröhlichkeit und waren wie klare Bergseen, so rein, so kristallin. Und dann sagte sie: „Erstens ließe ich mich nicht verschleppen, denn dazu bin ich nicht genug, und zweitens traue ich Ihnen dergleichen Schlichthelten überhaupt nicht zu.“

„Ich danke erstens für die mir erteilte Aufsicht und zweitens für die anerkennende Beurteilung meiner Person. Für letztere besonders.“ Und ganz heimlich und unbemerkt rühte er ein wenig näher an sie heran. „Und wenn ich nun um den wohligen Beweis Ihres B. t. r. a. u. e. n. s. E. l. i. e. n. d. e. r. t.“

Kläre zauderte nicht, ihn zu geben. „Gewiß. Und da will ich Ihnen zuallererst meinen Namen sagen: Kläre Spohnmeyer.“

„Kläre Spohnmeyer,“ wiederholte er langsam, jede Silbe hervorhebend, als wolle er sich diese beiden Worte als unverlierbares Eigentum einprägen.

„Und nun ganz einfach und kurz,“ fuhr sie fort, „denn viel ist nicht zu sagen und viele Worte sind überhaupt nicht meine Art. Ich bin Berlinerin. Mein Vater ist Kanzleisekretär und hat außer mir noch drei Töchter. Bis vor kurzem war ich in meiner Vaterstadt als Telephonistin angestellt. Diesen Beruf habe ich aufgegeben, weil ich mich entschlossen habe, zu der Schwester meines Vaters, die im Lüneburgischen ein Bauerngut besitzt, und die eine von uns vier Schwestern bei sich zu haben wünschte, zu gehen. Nach dort bin ich jetzt unterwegs. Das ist alles.“

„Wie me würdig, Fräulein Spohnmeyer,“ sagte Dietrich Hollbrand, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, nachdenklich, „daß gerade zwei Menschen, die den alten Namen das ist doch merkwürdig: zwei Menschen, die den alten Namen aufgeben und neuen Verhältnissen die ein und demselben Gebiet angehören, zutreffen, werden auf der Reise zu ihrem neuen Wirkungskreis miteinander bekannt. Oder finden Sie das nicht merkwürdig?“ fragte er zuletzt, als er ein leises Lächeln um ihren Mund spielen sah.

„Oh doch, es ist ein merkwürdiges Zufall.“

„Zufall?“ Er sagte das Wort bitter und glaubte, es noch nie so gehört zu haben, wie es in diesem Augenblick tat. „Man könnte die Merkwürdigkeit auch anders bezeichnen.“ Und er dachte an eine Zügelung, an ein vorzogenes Geschick. Glaubte aber, ihr das nicht sagen zu dürfen.

Aber sie hatte ihn auch so verstanden. Ein wunderliches Gefühl quoll in ihr hoch. War es wie Freude? Durfte sie ihn den Namen Glück geben? Sollte es überhaupt seine

Bedeutung, dieses heiße Emporsteigen vom Herzen her, dieses drängende Wachsen ihres Blutes?

Beizommen, die Augen von dem alten Flor nachdentlicher Trümmern überflommen, sah sie durchs Fenster.

Er beobachtete sie verstohlen. War sie seinen Gedanken nachgelenken? Wachte sie, wie er über ihr Vergnügen dachte? Daß er es als eine Zügelung anfah, die zwei Menschen zusammenführt, weil sie füreinander bestimmt sind?

Ja, er konnte nicht anders denken. Ihn erfüllte es wie eine unumstößliche Gewißheit: das Schicksal hat mich heute das Mädchen finden lassen, dem meine Liebe gehört, dem sie immer gehören wird. Er war so glüht, daß er Kläre Spohnmeyer am liebsten sofort in seine Arme hätte nehmen mögen, so glüht, daß es ihm schwer wurde, es nicht zu tun. Und daneben doch auch so von Unruhe beßwert, weil er daran dachte, wie jede Umkehrung der Räder des dahinfliegenden Zuges dem Scheitern näherbrachte, und so von Sorge erfüllt, ob damit ihre Wege nicht wieder für immer auseinandergehen würden.

Er tat es Kläre im vertraumten Sinn nach. Schweigend saßen sie nebeneinander. Es schien, als seien beides Menschen, die sich nichts angingen, die sich völlig gleichgültig waren. Und doch verband sie eine bewegte Fülle zwischen ihnen hin und her wogender Gedanken, Weltereignisse gleichend, die nicht finden, wo sie ruhen können.

Es war gegen Mittag, als sie den Zug in Vehrte verlassen hatten, um sich zunächst nach ihren Anschlüssen zu erkundigen. Sie stellten fest, daß Kläre in einer Stunde weiterfahren konnte, ihr Reisegefährte aber doppelt so lange Aufenthalt hielt hatte.

„Sie werden mich also verlassen, Fräulein Spohnmeyer,“ scherzte er wehmütig und sah ihr mit einem langen Blick in die Augen, daß sie wieder, wie vorher im Zuge, das Hochquellen dieses wunderlichen Gewässers empfand und das starke Wesen ihres Herzens vernahm. „Nur nichts merken lassen,“ nahm sie sich vor. Und wußte doch nicht, scher, was sie ihm verbergen wollte.

Dietrich Hollbrand ging seiner wehmütigen Stimmung mit hartem Häuten zu Liebe und zwar es wieder. Noch eine lange Stunde war sie bei ihm. Und diese Stunde sollte ein trübseliges Abspiegeln sein.

„Eine Stunde noch,“ sagte er, seinen Gedanken aufnehmend. „Zeit genug um etwas Anändiges zu essen und einen guten Tropfen zu trinken, vorausgesetzt, daß man von der Lehrtre Bahnhofsverwaltung, unter den heutigen Verhältnissen namentlich, beides verlangen kann. Aber wie sind ja alle nicht vor wohnt. Also kommen Sie, Fräulein Spohnmeyer. Denn Sie müssen mir schon gestatten, daß ich Sie zu diesem Abschiedsmahl“ — sagt wäre ihm das Wort „Liebesmahl“ über die Zunge gegangen — „bitte und bin so schön, zu hoffen, daß Sie mir keinen Rott geben werden.“

„Sich verständlich nicht. Womit hätten Sie das verdient?“

„Ich bin glücklich, zu erfahren, daß ich so hoch in Ihrer Gunst stehe. . . . Aber nun hurtig! Diese Stunde wird sich ohnehin das Vergnügen machen, in doppelt rasender Eile zu entschwinden.“

In einem abgeklärten, lauffigen Wandel des fast leeren Wartesaals saßen sie sich dann gegenüber. „Sie wissen doch,“ sagte er, als er Platz nahm, „bis-a-vois ist besser, als diable die.“

Sie ging auf den Scherz ein. „Sie sprechen natürlich aus frischerer Erfahrung. Das „diable die“ im Abteil war Ihnen nicht ungenheim.“

Der heitere Ton, den sie ansetzte, ermutigte ihn, aus sich



herauszugehen. „Aber, das nicht. Aber wenn es denn durchaus eifrig werden muß, weil ich noch recht oft in Ihre schönen Augen sehen möchte, Fräulein Kläre.“

Der Klang ihres Vornamens, den ihr Ohr aus fernem Munde zum ersten Male vernahm, und der in heimlicher Zärtlichkeit geformt worden war, und die Vertraulichkeit, die aus seiner Entgegnung sprach, verwirrten sie und raubten ihr einen guten Teil ihrer Harmlosigkeit. Ja, sie ging in ihrer Sprödigkeit so weit, daß sie keine Bemerkung für tattlos hielt und sich verstimmt schloß.

Er sah sofort, daß sie verletzt war und bemühte sich den unangenehmen Eindruck zu verwischen, sich heimlich Verwünsche machend, zu weit gegangen zu sein.

Sein Bemühen, den dunkelnden Schatten zu verschweigen, rührte sie. Und als sie beobachtete, daß er wie in schwerer Verlegenheit immer an ihrem Gesicht vorüberjah, nahm sie sich ein Herz und sagte:

„Ich muß Ihnen aber sagen, daß Sie das vis-a-vis gar nicht in der von Ihnen geduldeten Weise aussehen. Also Redensarten, Herr Hollbrandt, nichts als Redensarten.“

Er verstand sie in ihrer Absicht und ging dannbar erst recht darauf ein. „Ich hab's mir nur ausgespart. Als Dessert gewissermaßen, wenn ich so sagen darf.“ Er hob sein Glas mit dem dunklen Burgunder, der zu dem einzig und allein vorhandenen gewesenen rheinischen Raritätsschatz und dem kalten Stöckel herziehlich gekostet hatte, gegen sie und sah ihr lange und tief in die Augen, daß ein leises Rot in ihre Wangen stieg. „Auf Ihr Wohl, Fräulein Kläre, und auf ein Wiedersehen!“

Ihre Hand zitterte, als sie ihr Glas hob, um es dem seinen zu nähern. Und als der seine, klingende Ton des Zusammenstoßens ihr Ohr traf, deutete es sie, als hätte das Glid ein heimliches Wort geäußert. Und ungewollt und doch wie eine Selbstverständlichkeit sagte sie leise, nun auch seine Augen leuchtend: „Auf ein Wiedersehen!“

Da glaubte Dietrich Hollbrandt zu wissen, daß ihm sein Glück sicher sei. Er leerte das Glas und machte in übermütiger Laune die Nachdrobe. „Sehen Sie, Fräulein Kläre, so ehrlich meine ich!“

Die letzte Viertelstunde hatte geschwindere Kräfte denn ein Schmalwein. Ihre Minuten glitten vor den Stürmen stehenden Wollen. Dietrich Hollbrandt wollte ihr die Frage an Kläre nicht entzweien. Und er wollte auch nichts überstürzt, nicht flüchtig, was noch im Aufstehen begriffen war. Rechte Kläre im Fernsein von ihm prüfen und messen, wie es um sie stand, und ihm ihr entscheidendes Wort sagen, wenn er einst zu ihr kommen würde. In nicht fernem Zeit.

Und nun zeigte sich schon das weiche Antlitz des Abschieds über sie.

Dietrich Hollbrandt hatte beide Hände seit um die Rechte Kläre gelegt, die sie ihm aus dem Abteil des Zuges entgegengetreten hatte, und sah mit einem innigen Blick in ihr Gesicht, über dessen Züge ein leises Lächeln lag. „Ich werde Sie nie vergessen, liebes Fräulein Kläre, so unvergeßlich mir der heutige Tag sein wird. . . Und Sie?“

Sie bewegte nur vernelnend den Kopf. Zu sprechen vermochte sie nicht. Es deutete sie, als läge eine pressende, unermüdete Hand an ihrer Kehle.

Nun fuhr der Zug langsam an und forderte gebieterisch, daß sich ihre Hände lösten.

„Ich darf doch an Sie schreiben, Fräulein Kläre?“ fragte Dietrich, neben dem Zuge hergehend.“

„Ich werde mich freuen, von Ihnen zu hören, Herr Hollbrandt,“ antwortete sie, laut sprechend, denn das Klappern der Räder und das Brausen der Lokomotive waren schon laute Geräusche geworden.

Und als er nun stehen blieb und zum letzten Male grüßend den Hut lästete, fiel es ihm wie eine Zentnerlast auf die Seele, daß der Name ihres künftigen Aufenthaltsortes nicht kam. Er stürzte ein paar Schritte vor und rief laut: „Weh'n, wohin schreiben?“ Kläre verstand nicht mehr. Das Klappern des Zuges überließ seinen leichten Ruf. Sie winkte mit dem Tuche und lächelte.

Da legte Dietrich Hollbrandt die Hände gegen den Mund und rief unter Aufgebot aller Kräfte noch einmal: „Wohin?“, nicht bedenkend, daß selbst wenn er gehört und

verstanden haben sollte, ihre Entgegnung doch nicht mehr mehr sein dürfte erreichen würde. Er stand wie betäubt. Sierte dem flatternden Tuch Kläre, dessen Weich ihm hübsch zugewirrt schien, nach und war nicht fähig, das grüßende Wort zu erwidern.

Und nun flüchtete auch das Tuch nicht mehr. — Es war alles vorbei. Kläre war ihm verloren. Sie war dahin wie ein verflüchteter Geist, der in unermesslicher All verschwindet und immer wiederkehrt.

Stundenlang sierte Dietrich Hollbrandt noch in die Ferne, der Fähigkeit einer Bewegung beraubt. Dann kam plötzlich Leben in seine Gestalt. Er lächelte wie unter dem Einfluß einer Erlösung und sagte, tief aufatmend: „Gott sei Dank! Kanjistikretar Spohmeyer, Berlin.“

Hendrik Werwege, der Knacht, kam im Dämmergrau leer von Halstrup, der Leinwand Fabrikation Volmerslingens, zurück. Als er durch das Tor in den Hof fuhr, rief ihm seine Herrin von der Hausläure her, wo sie wartend nach den Gehärrig Auschau gehalten hatte, mit ihrer raub klingenden Stimme an: „Hendrik, was soll das bedeuten? Wo ist das Fräulein?“ „Nicht mitgenommen, Bäuerin. Larvens Kack ist mitgenommen. Der war nach Rineburg. Und Karstens Wine ist mitgenommen. Weil sie aus dem Dienst bei Senator Wolmberg in Stabe ausgeschieden ist. Da es ihr nicht mehr gepaßt hat von wegen der vielen Arbeit. Sonstens ist keiner mitgenommen. Das Fräulein habe ich nicht gesehen und gehört.“

Hendrik, der das alles mit ungläublichem Aßelzorn vortrug, hielt, kletterte nun gleichmäßig und im Zeugnis erfüllt Pflicht vom Wagen und ging daran, die Pferde abzuräumen.

„Halt!“ rief Frau Claasen und kam näher. Sie sagte die Schritte im dreien Ausnah aneinander und hatte etwas durchaus Selbstbewußtes in ihrer ganzen Erscheinung, eine Eigentümlichkeit, die in Folge ihrer hohen, brei gefügten Gestalt und ihres hageren, knochigen Gesichtes noch an Ausdrucksfähigkeit gewann. „Die Pferde bleiben vor dem Wagen,“ befahl sie, als sie vor dem Knachte stand. „Es geht gleich noch einmal nach Halstrup. Aber ich werde selber sagen, warum hat du den nächsten Zug nicht abgemacht, Hendrik?“

„Das hat's ihr mit nicht, befohlen, Bäuerin,“ verteidigte der Knacht seine Unselbstständigkeit im Handeln.

„Muß euch erst alles befohlen werden? Kommtell tut nicht aus dir heraus etwas Vernünftiges tun? Es ist ein Ehd mit eurer Gleichgültigkeit.“ Frau Claasen hatte laut und erregt gesprochen und den Gebelenden dabei zornig gemurmelt.

Hendrik Werwege, knapp achtzehnjährig, mit seiner häßlichen, hohlehaften Nase und dem Niederhals zu veranlaßt, wurde gelassen die Klänge. „Ihr braucht es bloß zu sagen, wenn es euch nicht mehr paßt, Bäuerin. Dann mache ich es so wie Karstens Wine.“

Frau Claasen mußte an sich halten, um ruhig zu bleiben. „Lente den Wagen um!“ befahl sie kurz und schritt gelassen ins Haus.

Als sie wenige Minuten später zurückkehrte, trug sie den Schatz ihres verlorenen Mannes über dem berben Kleide aus grauer Wolle und hatte den Kopf in ein schwarzes Tuch gehüllt. „Besorg das Vieh und achte auf den Hof. Meine habe ich schon Befehl gegeben.“ Sie befiel das Gesährt, einen alten Ralchswagen, mit behender Beschicktheit, die etwas Jugendliches an sich hatte, ergriff die ihr zugewandten Reinen und trieb die Pferde mit aufmunterndem Zuruf an. „Schleße das Tor, Hendrik!“ rief sie noch zurück. Und dann rollte das Wägelchen, von den finsten Säulen in rohem Trabe gezogen, davon.

An verstreut liegenden, bald mehr, bald minder weit von einander entfernten Bauerngehöften ging es vorüber. Nach einem Wehchen schloß sich eine größere Zahl, von einem kleinen, schlichten Kirchlein betreut, zu engerer Gemeinshaft zusammen. Das war Volmerslingen. Frau Hulda Claasen wohnte auf dem Volmerslingerer Abbau, und ihr ganz abseits gelegener Hof hieß der Berghof, weil sich das Anwesen auf dem schmalen Rücken eines sanft ansteigenden Hügels erhob.

Vortsetzung folgt.

Das freier Schloß.

Novelle von
Max Adler.

(Nachdruck verboten.)

„Som Weßen her zog langsam eine dunkle Wolkensbank. Ihre Ränder zuckten und kammten wie von tausend verhassten Blitzen. Ein leises, fernes Grollen überließ das Himmelsgewölbe. Es kam von den greifenden Fängen und Schlingen über dem Gutsloß des Grafen Florina am Jhong.“

Die Witwe Ghisbald, die krankliche Bächlerin des Gutes, lag auf dem Tod. Ihrer traurigen Brust entrang sich ein gurgelndes Stöhnen. . . zerhackte Rhythmen, Reize, Strophen — die uralte Sterbehilfen, die vor Jahrhunderten schon ihre frommen Vorfahren gebetet haben mochten.

Niemand war zugegen. Nur die klackernde Ampel, die am Eingange des großen Himmelreites hing, ergoß mit zitterndem Summen ihr gelbes Licht.

Drumten im Hofe stand ein junger schwarzhaariger Mann und bestaute wortlos einen prächtigen Fernrohrer. Er lauschte unerschütterlich nach den geöffneter Fenstern empor, aus denen ab und zu das Wärmeln des Sterbegeräts hörbar wurde.

Er hing an diesem Band, an diesem Hof, und er biß die Zähne zusammen bei dem Gedanken, daß er nun aus dem Licht wieder ins Dunkel seiner Vergangenheit hinabgestoßen werden sollte. Denn aus einem gar kalten, unheimlichen Bezirk war er herbeigekommen: aus der geheimnisvollen Tiefenwelt des Karst, wo die unterirdischen Ströme brausen und der an der ewigen Nacht erblindete Dlm haust. Keiner kannte hier, gleich ihm, die heimlichen Wege unter Tag. . . Er war sie jahrelang gegangen, als Gräber nach dem seltsamen Geleier der Fühlung und Worten, das ihn die Händler und Sammler für armseliges Geld abtaufen.

Das stolpferige Männlein da draben riß plötzlich ab. „Woh! . . . Woh!“ flüsterte sie erschauernd, keuchhaftig bittend, in der irren Angst ihres einsamen Sterbens.

Herr Hof hätte sie nicht. Vängst hatte sich das Tier an den neuen Herrn gewöhnt, der seit zwei Jahren Haus und Hof der Bächlerin regierte. Ihr war nicht bekannt, unter den teilnehmenden Blicken eines lebendigen Hinübergehenden. Das wurde ihr bewusst, seit West und Weichiger sie am Nachmittag betreten hatten und Johann, seine fiebernde Ungeduld nicht länger melkend, aus dem Zimmer gegangen war.

Ein Tag stand vor ihr, da der arme slowenische Strotzenjäger, von Hunger an Licht getrieben, am Hofstrich nach Arbeit gefragt hatte. Seine Augen waren hart und flehend, voll vermaldeelter Entbehrungen und unerfüllter Gier. Sie nahm ihn bei sich auf, weil sie wusste, wie es um sie stand, und weil sie jemand brauchte, der den verlotternden Hof in Ordnung hielt.

Wer kümmerste sich aber um die Gedanken und Wünsche einer absterbenden alten Frau! . . .

Und rascher und rascher begann sich, dem Fadenablauf nahe, die Spitze der Erinnerung zu drehen.

Eine Taverne im Triester Hafen. . . Inmitten der rauchenden, zuckenden Schiffe, zur heimlichen Ueberrahrt gerichtet — sie, die entsetzliche Förstersfrau, der das Leben im Wagnisse nicht mehr gemundet, mädchenhaft jung, hochaufstrebend vor lebender Erwartung: an der Schwelle zum Rande der Verheißung. . . An ihrer Seite aber, liebedürstend und lebensheiß, der junge Graf Florina, der sie mit sich über die blaue Adria entführen will, gen Benedig.

Da härmte jemand zur Tür herein: Ghisbald. . . Springt auf den Grafen los und packt ihn an der Kehle. Der aber schleift ihn mit seinem Anzuge über den Saufen. Das Gesicht blüht ihm Rotweh an, und das Abenteurer nimmt seinen Fortgang.

Fünf Jahre lang dauert das freie, wilde Leben. Dann findet der Graf plöglich, daß sie für ihn zu alt geworden sei, und gibt sie an den Impresario einer reisenden Singschultruppe ab. Biele Ränder Menschen und Sitten kennt sie auf ihren Irrfahrten kennen, in einem taufen Bienenleben, dem sie den Reim ihrer Jugendwindlust verbannt. Wie endlich der Graf die Todgewichte auf wiederholte Bitte briselt hin mit der Nacht seines Bergunges im kranklichen abfindet. . .

Und abermals heft das wildgerissene Feten und Murren an, daß den Forscher drinnen im Hofe ein eifriger Schauer überläuft. Wenn es abgeht, dann rät er den Kopf, und seine Gestalt krafft sich, als wäre ein lähmender Stortstamp von ihr gelinden.

Wie er es hatte, dies ganze Schicksalsmüssen der Sünde! Und während er unbestimmt mit Wolf zu spielen scheint, lauert er sprunghaft nach dem Man'arbenfener, aus dem, hinter der Gardine halb verdeckt, ein Mädchen'gesicht in fiebernder Spannung hinabgibt.

Dort oben wartete noch jemand — auf ihn und auf die Einfuhr des Todes: Maria, das slowenische Hausmädchen. Er selbst hatte sie aufs Schloß gebracht. Sein abenteuerndes Auge hatte sie entdeckt, als er eines Abends, müde der verdrossenen Langeweile, die der einsame Hof und seine dahinsiechende Herrin verbreitete, den Weg nach der Gutsleitung hinaufschlenderte. Sie kam mit zwei Kamerabinnen singend ins Dorf hinabgeschritten. Die Mädchen hielten sich untergefaßt und sangen mit ihren hellen, frischen Stimmen ein einfaches Kinderlied. Die jugendlich-sippige Maria, die, als sie vor Johann vorbeiging, überlaut, mit schallhaftem Lachen den Reklam des Viebes in den mondflaren Himmel hineinrang, drehte sich sehr auffällig mehrere Male nach ihm um. . .

Damit hatte die Bekanntschaft begonnen. Wenige Wochen darauf sagte sie sich gern dem verlockenden Dienst bei der Bächlerin, nachdem die alternde Gutsdiener der jungen Generation geopfert worden war.

Maria hatte sich bisher, zur ingrimitigen Enttäuschung Johanns, einer diplomatisch solten Juristidit leitet. Ihn ihrer rechnerischen Banalitätlosigkeit schien die Situation allzu hoffnungsvoll, um sie durch eine vorzeitige Uebeler zu verderben. So hielt sie sich lieber an die Herrin, von der sie sich auf alle Fälle eine zarte Aufmerksamkeit im Testament erhoffte. Für Johann hatte sie zunächst nichts übrig als ein verfliehes Lächeln und eine lebende Verheißung, die von ihrem glückseligen, stübligen Lachen, von ihren schweren rotblonden Flechten, von ihrem jungen, glorreich blühenden Leibe ausging, war so bezeichnend, daß sie sein stets waches Mißtrauen immer wieder überhäufte und unterochte.

Um so wider waren die Ausbrüche seiner Enttäuschung, wenn er sich zu hellem Bewußtsein erwachte. Dann machte er brutal sein Herrerecht geltend, ließ sie hart arbeiten und hob wohl gar die Hand gegen sie; wenn er aber dann ihre heißen, lachenden Augen wie in heimlichem Triumph auf sich gerichtet sah, taumelte er zurück und schlich wie ein Besessener davon.

Inmitten dieser Kampfsymphonie voll ungeheurer Spannungen zu atmen, empfanden die beiden im Grunde als eine Verwickelnde Reiz; der Bächlerin aber war es namenlose Qual. Denn sie sah die Wenglerin, die hinter jenen verärrlichen Haß vortretterleuchtet. Sie begann zu trinten, gab ihrem geschwächten Organismus so selbst den Rest.

Und schließlich, um dem Verschleßen den Weg zu dem Mädchen endgültig zu verlegen, kam sie auf den verzweifeltsten Gedanken, Maria in ihrem Testament zur Erbin und Nachfolgerin einzusetzen.

So machte sie den Weiden mit ihrem Tode ein Geschenk.

Die schwarze Wolkensbank hatte sich über den Gutsloß gelagert. Ihre rauhenden Gewässer pelichten bereits die blaue Fint des Jhong. Wie mit einem weiden Aufschrei besetzter Lebenskraft überdröhnte das losbrechende Gemitter den einsamen Hofstrich der Sterbenden. . . Johann fand lange unbedenklich unter den Fenstern und lauschte gehelmt nach oben. Nichts rührte sich mehr. Er ließ die Lampe hinauf und legte durch den Türspalt — Es war vorbei.

Reinsamfund blieb er vor der Tür stehen. Dann, wie von einem unheimlichen Anpuls getrieben, stieg er ganz hoch hinauf, bis zur Mädchenkammer.

Maria stand im Dunkel an der Man'arbenfener. Sie war bleich und ihr Atem stog. Eine stumme Frage schwebte von ihr zu ihm herüber.

Starr aller Antwort flüsterte er nur leise und traumhaft: „Maria!“

In der Ferne verloren sich die stübligen Schläge des abzgehenden Gewitters. Eine Schwar Netzen zog singend am Schloß vorbei, so daß Wolf sich unbedenklich gegen die Planken warf.

Dann kroch er in seine Stätte und wählte sich tief ins feuchtwarme Stroh. . .

